

Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schafft in den Herzen und Köpfen ein Neues, das über die alten Streitpunkte hinausführt. Nun gilt es, diesen Weg mit Ernst und Demut weiter zu gehen. Die nächste Zusammenkunft wird einige Mängel in Vorbereitung und Organisation der ersten sicherlich verbessern; hoffentlich wird sie ihr an Frische nicht nachstehen. E. A.



Umschau.

Jesus und die Ehrfurcht vor dem Menschen. Das Große, was Jesus von Nazareth der Welt gegeben hat, ist das starke Gefühl der Ehrfurcht vor jedem Menschen, die sich steigert zu der gewaltigen Behauptung, daß sein aus dem Geheimnis auftauchendes und ins Geheimnis versinkendes persönliches Leben das Ewige, Unvergängliche ist, das, um deswillen allein das Leben lebenswert ist, das er allein lieben darf und kann, für das selbst stets zu leben, das bei andern zu heben und zu nähren sein größtes Glück sein muß. Ihm entstammt jede Persönlichkeit dem Ewigen — auch die, deren ewige Kräfte wir noch wenig spüren. Damit tritt Jesus einer sehr gefährlichen Art des Empfindens gegenüber, dem der Pharisäer und Philister. Sie glauben den Menschen nach dem schätzen und lieben zu dürfen, in dem er ihrem Urteil nach der religiösen oder bürgerlichen Gemeinschaft, der sie angehören, nützt oder schadet. Wer eine Einordnung in dieses Gemeinschaftsleben nicht finden kann, ist der Verachtung preiszugeben. Dem gegenüber sagt echte Frömmigkeit — hier vor allen ist Jesus ihr ewiger Typus — jeder Mensch trägt die gestaltende edle Kraft in sich, um

derentwillen wir ihm Liebe schuldig sind. Das Streben, ihm nahe zu kommen, ihn zu verstehen, ihm den Austausch und gemeinsames edles Leben mit uns zu ermöglichen, darf also nie in uns erlöschen, sonst haben wir nicht die volle, tiefe Erfurcht vor dem Ewigen in ihm.

(Fuchs, Gut und Böse, S. 162 f.)

Das Aprilheft der Revue du christianisme social enthält einen Artikel über die **weibliche Heimarbeit** und ihre traurigen Verhältnisse. Er zeigt, daß es mit ihren angeblichen sittlichen Vorzügen nicht weit her ist. Von den einfach haarsträubenden Lohnverhältnissen einmal ganz abgesehen, kann die Heimarbeiterin weder ihre Kinder besser erziehen noch ihrem Mann das Heim behaglicher gestalten, als die Fabrikarbeiterin; auch sie verfällt ebenso leicht der Unsitlichkeit. Von dem „Schwitzsystem“, welches die elende Lage herbeigeführt hat, sagt der Bericht sehr gut: „Daß sich diejenigen gegenseitig unterbieten, die lieber ein Stück trockenes Brot haben als gar nichts, ist zu entschuldigen, aber unentschuldigbar sind die jungen Frauen und Töchter aus kleinbürgerlichen Kreisen, die zu niedersten Preisen arbeiten, nicht weil sie darauf ange-

wiesen sind, sondern um ein kleines Taschengeld zu verdienen, mit dem sie sich ein wenig Luxus, ein wenig Unabhängigkeit verschaffen können. Es ist ihr Recht, nach Unabhängigkeit und einigem Komfort für sich und ihre Familien zu trachten, aber es ist nicht ihr Recht, ihre Arbeit gering zu schätzen, weil sie deren Ertrag gar hoch schätzen; noch weniger aber ist es ihr Recht, damit andere dem langsamen Hungertod auszuliefern.“

R. A.

Dazu vergleiche man folgende Notiz aus der unjeres Wissens nicht sozialdemokratischen „Basellandschaftlichen Zeitung“: „Schreiber dieser Zeilen kam vor ungefähr Jahresfrist auf einer Geschäftstour in ein Haus, wo man dem Seidenwinden oblag. Es muß gerade keine gute Ware gewesen sein, wenigstens mußte ich die Mühe und Geduld bewundern, die dazu aufgewendet wurde. Auf meine Frage, wie hoch man sich im Tage denn schaffe, gab's — nasse Augen und den Bescheid — bei wohl 14 Arbeitsstunden (!) auf höchstens 50—60 Cts.! Genaue Erkundigungen haben mir bewiesen, daß die Frau die volle traurige Wahrheit gesagt hatte. Rechnet man dann hiervon die Transportkosten noch ab, welche die Arbeiterin ebenfalls tragen muß, so ist jeder weitere Kommentar überflüssig.“

L. A.

Naumanns erste Reichstagsrede war, was eine rechte Rede sein soll, eine Tat. Möge ihr nachhaltige Wirkung beschieden sein! Ihr Grundgedanke, daß das oberste Ziel aller Sozialpolitik sein müsse, den Arbeiter auch im Reiche der Industrie aus einem Untertanen zu einem Bürger zu machen, daß er die Arbeit wieder als seine eigene tun könne, entspricht dem, was der an der Spitze der heutigen Nummer stehende Aufsatz am meisten betont.

L. A.

Der Sieg der Sozialdemokratie in Zürich ist ein Ereignis ersten Ranges, über dessen Bedeutung nachzudenken wir gut tun. Der Sozialdemokratie wird vielleicht in nicht zu langer Zeit die größte und wichtigste Stadt der Schweiz politisch beherrschen. Nimmt man dazu die Wahl eines Sozialdemokraten zum Stadtpräsidenten von Biel, den sozialdemokratischen (mit Hilfe der Christlich-Sozialen errungenen) Sieg in Winterthur, so ist klar, daß wir wenigstens in

der Schweiz keine Ursache haben, über die „Vernichtung“ dieser Partei zu jubeln. Daß dieser Jubel auch in Deutschland, wo er leider auch in der „Christlichen Welt“ immer noch nachhallt, sehr wenig Grund hat, beweist die jüngste Reichstagsersatzwahl in Leipzig, wo es trotz riesiger Anstrengungen nicht gelang, die Wahl des Sozialdemokraten zu verhindern, der mehr Stimmen machte, als im Januar für die Partei abgegeben worden waren. Das sieht nicht nach „Vernichtung“ aus. Was Zürich und andere Schweizerstädte betrifft, so drängt sich z. B. die Frage auf: Wie stünde eine mit dem Bürgertum verbündete Pfarrerschaft inmitten dieser an Zahl weit überwiegenden sozialistischen Bevölkerung da? Wer Augen hat zu sehen, der sehe! L. A.

Ueber die **studentischen Arbeiterbildungskurse in Berlin** schreibt uns ein studentischer Teilnehmer: Auch in Berlin sind die Teilnehmer ältere, d. h. der Schule entwachsene Arbeiter und Arbeiterinnen, die Lehrer Studenten. Dagegen wird hier weniger eine eigentliche Fortbildung angestrebt, sondern man beschäftigt sich mit dem in der Volksschule nicht Gelernten oder dem seither Vergessenen. Der Unterricht beschränkt sich deshalb auf Schreiben, Rechnen, Deutsch, alles von den Anfangsgründen an. Der sehr starken Beteiligung nach zu urteilen, scheinen diese Kurse einem wirklichen Bedürfnis entgegenzukommen. Das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern ist im allgemeinen recht gut. Klagen, besondere Wünsche etc. werden in Vertrauensmännerversammlungen erledigt; jede Klasse wählt dazu aus ihrer Mitte zwei Vertreter, dazu kommen von der andern Seite die Kursleiter. Wie ich von mehreren Seiten hörte, scheuen sich die Arbeiter weniger die Lücken in ihrem Wissen den „ja auch noch lernenden“ viel jüngeren Studenten aufzudecken als Erwachsenen, die schon in Amt und Würde stehen. Die Studenten, unter denen natürlich jedes Semester viel Wechsel ist, gehen gewöhnlich mit großem Eifer an ihre Arbeit, da sie ja nicht durch allzuviel Übung abgestumpft sind.

H. D., stud. jur.

Der evangelisch-soziale Kongress findet am 21.—23. Mai in Strassburg statt; die Veranstalter hoffen auch auf rege Teilnahme aus der Schweiz. Niemand lasse sich durch das Wort „Kongress“

abhalten; es handelt sich nicht um eine eitle Parade, wo die, welche sich erste Größen dünken, sich gegenseitig beweihräuchern, sondern um ernste geistig-
Arbeit, an der sich allerdings jedesmal manche Geister ersten Ranges beteiligen. Er ist nicht zu verwechseln mit der christlich-sozialen Partei Stöckers oder der ehemaligen nationalsozialen Partei Naumanns; er ist überhaupt nicht das Organ einer politischen Partei und will nicht etwa eine zahmere Arbeiterbewegung organisieren. Er will vielmehr das soziale Gewissen wecken und die Gesinnung pflanzen, die von sittlich-religiösen Nötigungen aus eine soziale Umgestaltung anstrebt und die soziale Frage auffaßt als die Frage nach der Befreiung der Persönlichkeit vom wirtschaftlichen Druck. Der Kongreß ist auch keineswegs auf ein bestimmtes soziales Programm eingeschworen; er dient auch der unbefangenen Erörterung praktischer Fragen und Bestrebungen des sozialen Lebens, und hat auch schon viel geleistet zur Förderung sozialen Denkens und Verständnisses. Darum ist er auch nicht eine bloß reichsdeutsche Sache, sondern kann auch uns Schweizern vielerlei Anregungen bieten. Das Programm ist folgendes: Am Abend des 21. Mai findet im Sängershaus ein Begrüßungsabend statt, mit verschiedenen Ansprachen, u. a. von Naumann. Am 22. morgens 9 Uhr spricht der Nationalökonom Prof. v. Schulze-Gaevernitz aus Freiburg i./B. über: „Das soziale Ideal“, nachmittags 3 Uhr Beigeordneter Dr. Leoni aus Straßburg über: „Die Aufgabe der Städte als Arbeitgeber“, am 23. vormittags 9 Uhr Pfr. Hans Wegener aus Mörs (Der Verfasser des Buches „Wir jungen Männer“) über: „Die Bekämpfung der Unsitlichkeit“, Frau Professor Marianne Weber aus Heidelberg hält dazu ein Korreferat. Die Verhandlungen finden im großen Saal der Aubette statt. Wegen Wohnung wende man sich an den Abgeordneten G. Wolf, Fischartstraße 20, Straßburg.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß der Jahresbeitrag der Kongreßmitglieder 5 Mark beträgt; man erhält dafür regelmäßig das stenographisch aufgenommene Protokoll des Kongresses und die immer interessante Zeitschrift „Evangelisch-sozial“, aus der wir schon öfters Mit-

teilungen gebracht haben. Man kann sich aber auch für Mark 2.50 darauf abonnieren, ohne Mitglied zu sein. N. L.

„Heilige“ und „unheilige“ Orte.
Eine Notiz in letzter Nummer wandte sich gegen die katholischere Auffassung von „Gotteshaus“ und „Gottesdienst.“ Nun lesen wir in Nr. 15 der „Christl. Welt“ folgende Mitteilung aus Amerika. Grapsen (ein wegen angeblicher Irrlehre abgesetzter Pfarrer) hält nun in einem Theater Vorlesungen über religiöse und ethische Fragen. . . . Daß er in einem Theater spricht, wirkt in Amerika kein schlechtes Licht auf seine geistliche Haltung, denn der Amerikaner hält das Theatergebäude nicht für profan im Gegensatz zur Kirche. Nur gegen die Theateraufführungen richtet sich das Sonntagsverbot. Statt dessen gibt man „geistliche Konzerte“, unter welchen Begriff aber auch Pöffen wie „Der Kilometerfresser“ fallen. Das Theater aber ist der Ort für die großen Evangelisationsversammlungen. In einer Stadt in Neuengland war letzten Sommer das Deckengewölbe einer Kirche eingestürzt, und die Gemeinde hielt während der Reparatur mehrere Monate hindurch ihre Gottesdienste in einem Theater ab, das keine Sonntagskonzerte gab. Nur in katholischen und lutherischen Kreisen empfindet man das Gotteshaus als eine „heilige“ Stätte. Ein Pastor einer andern Gemeinschaft zeigte mir einmal seine Kirche und behielt dabei den Hut auf und die Zigarre im Munde. In der Schweiz aber weiß ich eine Gemeinde, die es ablehnte, während der Kirchenreparatur den Gottesdienst im Schulhaus abzuhalten; das sei „Stündlerei“, man stelle ihn lieber ganz ein. N. L.

Die Diskussion über **Catiana Leontieff** ist wieder verstimmt. Zwei kurze Bemerkungen seien aber doch erlaubt. Die alte ethische Meisterfrage nach dem Recht des Tyrannenmordes ist wieder erwacht. Daß die Attentäterin sich so schlecht informierte, ob sie den Tyrannen wirklich vor sich habe und die Verwechslung nicht bereute, ist allerdings schlimm und sie verdient daher reichlich ihre vier Jahre. Aber ethisch interessant und kontrovers ist das Urteil über das, was sie tun wollte. Ich will nicht darüber meine Meinung abgeben, sondern nur auf die Unwahrhaftigkeit einer

gewissen Romantik hinweisen, die für Wilhelm Tell schwärmt und auch der Charlotte Corday eine sentimentale Heldenverehrung zubilligt, aber sich in Entrüstung ergeht, wo der Tyrannenmord brutale Gegenwart wird und die Fremdenindustrie schädigt. Entweder man nehme das Odium der Philisterhaftigkeit auf sich und erkläre die klassische Apologie des Tyrannenmords, Schillers Tell, für unwürdig, der Jugend in die Hände gegeben zu werden, da sein Held trotz seinem Plaidoyer für Unterscheidung seiner nationalen Tat gegenüber dem persönlichen Racheakt des Parricida als Meuchelmörder das Zuchthaus verdient habe. Oder man gesteht ein, daß was Tatiana Leontieff im Hotelssaal in Interlaken tun wollte, nichts anderes war, als was Tell in der hohlen Gasse getan hat. Und wenn man betont, daß Tells Tat ultima ratio war, so vergesse man nicht, daß die Attentäterin von ihrer Tat dieselbe Ueberzeugung hatte.

Aber müssen wir als Christen nicht passives Hinnehmen auch der haarsträubendsten Grausamkeiten fordern? Dann ist es aber auch wieder unaufrichtige Romantik, Gustav Adolf als christlichen Helden zu feiern. Dann sind im 30jährigen Krieg die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg die wirklichen christlichen Helden gewesen, die untätig zusahen, wie Wallenstein den deutschen Protestantismus niederwarf. Und wenn jede Verwendung von Gewalt dem

Christen verboten ist, dann ist sie nicht nur dem Einzelnen, sondern auch den Völkern verboten; dann ist es nicht nur eine Schandtat, der blutigen Tyrannei mit der Pistole in der Hand entgegenzutreten, sondern auch wenn ein Volk seine Freiheit und nationale Ehre mit den Waffen verteidigt. Seltsamerweise sind aber gerade die konservativ Gesinnten gleichzeitig die eifrigsten Verteidiger des Krieges und die entschiedensten Gegner der Revolution, ohne diesen innern Widerspruch zu spüren. Man wendet ein: jede Revolution verlegt ein bestehendes Recht, eine Regierung, die Gewalt ausübt, jedoch nicht. Aber macht allein die brutale Gewalt die von der Regierung gefassten Beschlüsse und gegebenen Gesetze zum Recht? Darf also Gewalt nur gebraucht werden, die bestehende Ordnung zu stützen, nie sie zu stürzen? Nur um altes formelles Recht zu erhalten und nicht, wenn es zum moralischen Unrecht geworden ist, es über den Haufen zu werfen und neues Recht aufzurichten? Alle Rabulistik bringt mich nicht drum herum: Entweder ist alle Gewalt verwerflich und Tolstoi hat recht, oder es ist der Gebrauch von Gewalt den Regierenden „um der Herzenshärte der Untertanen willen“ zuzugestehen. Dann darf man sich aber auch nicht entrüsten, wenn sich Untertanen mit Gewalt wehren, wo die Herzenshärte der Regierenden ihre Gewalt mißbraucht. Denn wir anerkennen keine doppelte Moral. A. L.

Könnte es nicht zu unserer Erziehung gehören, daß auch solches, was sich schließlich zur Vernunft wenden mag, uns als Gegensatz zur Vernunft erscheinen muß?

Guden.

Die Freiheit ist das Brot, das die Völker im Schweiß ihres Angesichts erwerben müssen.

Lammennais.

Redaktion: **B. Hartmann**, Pfarrer in Chur; **Liz. R. Liechtenhan**, Pfarrer in Buch (St. Zürich); **L. Ragaz**, Pfarrer in Basel. — Manuskripte sind an Herrn **Liechtenhan** zu senden. — Druck von **R. G. Zbinden** in Basel.